

---

# Die Selbstverständlichkeiten des alltäglichen Denkens hinterfragen

Ein Gespräch mit Michael Meuser

DL:<sup>1</sup> Vielleicht fangen wir mal mit der Soziologie an. Die Frage danach, was das eigentümliche am soziologischen Denken ist. Diese Frage entstand auch, weil Sylka Scholz, Cornelia Behnke und ich ja oft mit Dir Gespräche darüber hatten, was die spezifische soziologische Perspektive ist. Vielleicht kannst Du versuchen, das nochmal in Worte zu fassen, was die Soziologie für Dich bedeutet oder was sie für Dich *ist*.

MM: Was für mich am soziologischen Denken eigentlich zentral ist, ist eine Perspektive, die sich vom Alltagsdenken in der Hinsicht unterscheidet, dass die Selbstverständlichkeiten des alltäglichen Denkens, wie das in der Wissenssoziologie heißt, eingeklammert werden. Dass man eine Perspektive entwickelt, die ganz gezielt daraufhin ausgerichtet ist, Dinge zunächst einmal nicht als fraglos gegeben zu akzeptieren und auf dieser Basis dann zu forschen und zu denken, sondern danach zu fragen: Wie ist das überhaupt möglich – oder wie kommt das zustande, was uns im Alltag so selbstverständlich ist? Luhmann hat das mal am Beispiel der Kommunikation, wenn ich das recht erinnere, so formuliert: er hat die These von der Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation aufgestellt. Also im Alltag müssen wir natürlich selbstverständlich davon ausgehen,

---

1 DL = Diana Lengersdorf, MM = Michael Meuser

dass Kommunikation möglich ist, um handeln zu können. Die soziologische Perspektive aber wäre genau diejenige, auch diese Selbstverständlichkeit zunächst einmal aus einer distanzierten Perspektive zu betrachten und zu fragen: Wie ist das überhaupt möglich? Wie kommt das zustande, was uns als völlig selbstverständlich erscheint. Das ist natürlich eine soziologische Perspektive, die sehr eng verknüpft ist auch mit einer konstruktivistischen Sichtweise, die ich aber als eine generelle Perspektive der Soziologie betrachten würde: dass die gesellschaftliche Realität, in der wir leben, sozial konstruiert ist. Wie auch immer man diese Konstruktionsprozesse im Einzelnen fassen mag und mit welchen theoretischen Ansätzen man versucht, diese dann zu entschlüsseln, das wäre zunächst einmal für mich das Eigentümliche am soziologischen Denken – also im Grunde auch methodisch ein Befremden zu organisieren, das das, was einem vertraut ist, nicht selbstverständlich als vertraut voraussetzt. Das wäre so das Grundlegende und damit verbunden ist eine Perspektive, die man mit dem Begriff des Einklammers von Geltungsansprüchen bezeichnen kann: dass man Normsetzungen, die im Alltag vorgenommen werden, nicht als Basis des eigenen soziologischen Forschens sieht, sondern man sich darum bemüht genau diese Wertungen aus der soziologischen Analyse auszuklammern. Das heißt auch eine soziologische Analyse zu betreiben, ohne in irgendeiner Weise normativ zu werden. Man kann natürlich über die Akzeptanz von Normen in der Gesellschaft forschen, aber das eigene soziologische Forschen sollte nicht von normativen Vorannahmen gesteuert sein, meiner Ansicht nach. Da steht man natürlich in der Tradition, die letztlich auf Max Weber zurückgeht oder auf die Chicago School – etwa Robert Park, der Anfang des 20. Jahrhunderts auch entsprechende Positionen formuliert hat. Also das wäre, denke ich, zunächst einmal das, was soziologisches Denken grundsätzlich auszeichnet.

Darüber hinaus – das ist nun allerdings etwas, was ich besonders wichtig finde – ist in der Analyse von sozialen Beziehungen, welcher Art auch immer, stets darauf zu achten, inwieweit in ihnen die eine oder andere Form von Ungleichheit wirksam ist und wie soziale Beziehungen verknüpft sind mit sozialen Positionen, die – empirisch kann man das, denke ich, begründen – doch sehr häufig Positionen sind, die in irgendeiner Art und Weise in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Die Perspektive auf Ungleichheit ist, zumindest für meine Forschung, schon eine ganz zentrale Perspektive – auch als grundlegende soziologische Fragestellung. Das hängt ja auch mit der Entstehungsgeschichte der

Soziologie zusammen, dass dieser Fokus auf soziale Ungleichheit eine ganz zentrale Rolle spielt.

DL: Würdest Du Dich denn innerhalb einer Soziologie sozialer Ungleichheit zugehörig fühlen? Die Art und Weise, wie Du Ungleichheit erforschst, ist doch stark – soweit ich das wahrnehme – geprägt von der französischen Soziologie, vor allem durch Bourdieu.

MM: Ich sehe mich nicht in erster Linie als Ungleichheitsforscher – das, glaube ich, wäre keine richtige Zuordnung – sondern als jemanden, der eine Perspektive auf Ungleichheit auch immer mitberücksichtigt, so würde ich das definieren. Also, was bei Phänomenen der Ungleichheit gerade auch wichtig ist, ist die Frage danach, wie sich eine sogenannte mikrosoziologische und eine sogenannte makrosoziologische Perspektive miteinander vermitteln lassen. Wenn ich Ungleichheit thematisiere – das ist auch in meinen empirischen Arbeiten gerade im Bereich der Geschlechterforschung sichtbar –, dann vor allem unter der Perspektive, wie gesellschaftliche Ungleichheitsrelationen sich auch in ganz konkreten Interaktionen und in alltäglichen Beziehungen manifestieren oder auch gebrochen werden. Das ist eine ganz gute Beschreibung, in welcher Weise ich die Ungleichheitsdimension als eine wichtige Dimension meiner Forschungen begreife. Etwa Paarbeziehungen auch unter dem Aspekt zu betrachten, inwieweit sie Machtrelationen sind. Und zwar Machtrelationen, einmal eingelassen in gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern, zum anderen aber auch Machtrelationen, die in der konkreten Paarinteraktion hervorgebracht werden und nicht unbedingt immer in perfekter Übereinstimmung zu den gesellschaftlich strukturellen Machtrelationen zwischen Männern und Frauen stehen.

DL: Also sozusagen auch das Unordentliche der Praxis ein Stück weit in den Blick zu kriegen.

MM: Ja.

DL: Du hattest ja gerade schon auf Theorierahmen verwiesen. Was waren so Schlüsselerlebnisse theoretischer Art, die für Dich zentral waren?

MM: Was für mich prägend gewesen ist – prägend in dem Sinne, dass sich darüber für mich auch soziologisches Denken erschlossen hat, zunächst einmal auch während des Studiums –, das waren handlungstheoretische, interaktionstheoretische Ansätze. Ich kann es genauer benennen: George Herbert Mead, Alfred Schütz, Irving Goffman und dann vor allen Dingen auch die Ethnomethodologie. Und gerade die Ethnomethodologie war auch ganz entscheidend dafür verantwortlich diese soziologische Perspektive zu erfassen: das Selbstverständliche einzuklammern und eben die Konstruktionsprozesse in den Blick zu nehmen. Das war für mich von sehr entscheidender Bedeutung; das hat mich sehr stark am Beginn auch meiner Arbeiten in der Soziologie beeinflusst und geprägt. Und im weiteren Verlauf sind es insbesondere die Arbeiten von Pierre Bourdieu. Das ist, denke ich, auch nicht ganz zufällig – Zufall gibt es da wahrscheinlich sowieso nicht. Bei Bourdieu habe ich gesehen – und finde es auch bis heute sehr grundlegend –, dass es ein Ansatz ist, der die Strukturierungsleistungen der Akteure zumindest zu vermitteln versucht; also die bekannte Frage: Vermittlung von Handlung und Struktur. Damit habe ich mich im Anschluss an meine Arbeiten mit den interaktionstheoretischen und ethnomethodologischen Ansätzen sehr stark befasst. Da war zunächst auch Anthony Giddens durchaus von Bedeutung, aber längerfristig ist es dann vor allem Bourdieu gewesen. Gerade auch diese Versuche, das Denken zwischen mikrosoziologischer und makrosoziologischer Analyse aufzubrechen, haben mich doch sehr stark überzeugt. Das ist dann auch ein ganz zentraler Einfluss geworden, der sicherlich bis heute von Bedeutung ist und weiterhin anhält. Dies ist insbesondere im Rahmen meiner geschlechtersoziologischen Arbeiten erfolgt. Die Perspektive der Interaktionstheorien, auch der Ethnomethodologie, habe ich mir erarbeitet bevor ich zur Geschlechtersoziologie gekommen bin. Ich habe dann gesehen, dass die Geschlechtersoziologie mit der konstruktivistischen Perspektive ein Feld ist, in dem genau diese Ansätze der lokalen Produktion von Ordnung eine ganz zentrale Rolle spielen. Zunächst einmal waren da also Anknüpfungspunkte theoretischer Art zur Geschlechterforschung. Der Weg führte dann im Rahmen der geschlechtersoziologischen Arbeiten zu Bourdieu. Das hängt zusammen – das ist sicherlich ein weiterer Einfluss, der wichtig ist, auch wenn man Theorie und Methode aufeinander bezieht – mit der empirischen Forschung, wo ich auf der Basis der dokumentarischen Methode der Interpretation gearbeitet habe, die ja auf die Wissenssoziologie von Karl Mannheim im hohen Maße rekurriert. Das Konzept, das bei

Mannheim sehr wichtig ist, das des konjunktiven Erfahrungsraumes, lässt sich gut auf das Habituskonzept von Bourdieu beziehen.

DL: Das heißt Mannheim war zuerst da und aus spezifischen empirischen Erwägungen heraus –

MM: Jetzt muss ich aufpassen. Was war zuerst? Zunächst waren die Orientierung an der dokumentarischen Methode der Interpretation und dadurch auch die Befassung mit der Wissenssoziologie Karl Mannheims. Und dann schloss sich die Rezeption von Bourdieu ziemlich direkt daran an, eben auch im Kontext des empirischen Forschungsprojektes zu kollektiven Orientierungen von Männern.

DL: Kann ich mir das vielleicht auch so erklären – entschuldige, dass ich da nochmal nachfrage: Die ethnomethodologischen Ansätze fokussieren ja stark Handlungsabfolgen und dann eben auch die Erzeugung von sozialer Ungleichheit in Handlungszügen. Aber bei Bourdieu und auch wenn man die Mannheimsche Perspektive einnimmt, kommen ja auch diese Strukturelemente hinzu. War das der Moment, wo ihr versucht habt, das zu verbinden?

MM: Das ist ein guter Punkt. Der Hintergrund und auch der Anlass waren, dass ich mit dieser ethnomethodologischen Perspektive einer lokalen Produktion von Ordnung nicht zufrieden war. Diese Perspektive kann zwar sehr gut erklären, wie in sozialer Interaktion von den Beteiligten Ordnung hergestellt wird und dass diese Ordnung nicht einfach vorgegeben ist – die Akteure hängen nicht wie Marionetten an Fäden und führen nur vorgegebene Skripts aus. Das finde ich nach wie vor wichtig an diesem Ansatz. Gleichwohl kann der ethnomethodologische Ansatz nicht erklären, wie solche, in konkreten Interaktionen immer wieder hergestellten lokalen Ordnungen eingebunden sind in einen größeren Zusammenhang, der auch Kontinuität stiftet. Die überlokale Eingebundenheit lokal hergestellter Ordnungen oder lokal hergestellter Strukturen, das ist etwas, was ich dann als sehr wichtig angesehen habe und da war der naheliegende Weg dann über Mannheim zu Bourdieu. Und deswegen auch zu Bourdieu, weil Bourdieu eben auch diese handlungstheoretische Ebene – oder heute würde man auch sagen: diese praxistheoretische Ebene – beinhaltet. Das war mir wichtig. Dazu habe ich

auch einen Aufsatz<sup>2</sup> in einem Wissenssoziologieband publiziert, in dem ich genau diese Frage diskutiere, diese Begrenztheit der ethnomethodologischen Perspektive auf die Produktion lokaler Ordnung.

DL: Du hast ja gerade schon ausgeführt wie Du zur Geschlechtersoziologie gekommen bist, eigentlich ja auch aus empirischen Zusammenhängen heraus. Das Bremer Projekt zu kollektiven Deutungsmustern von Männern, war das damals schon angelegt als Projekt zu Männlichkeit?

MM: Da muss ich noch ein bisschen weiter ausholen. Bevor ich das mache, würde ich aber gerne vorher noch einen Punkt ansprechen zu den theoretischen Modellen und Theoretikern, die für mich wichtig sind. Bezogen auf die Geschlechtersoziologie sind es vor allem die Arbeiten von Raewyn Connell, die für meine Forschungen von sehr großer Bedeutung gewesen sind. Im Vergleich, wenn man sich anschaut welche Namen Anfang der 1980er Jahre die Männlichkeitsforschung beeinflusst haben, war Connell damals noch nicht diese klare Leitfigur wie sie es später geworden ist. Da waren Namen, wie Jeff Hearn und Michael Kimmel – die nach wie vor eine ganz entscheidende Rolle spielen –, David Morgan oder Viktor Seidler, Harry Brod, Michael Kaufman, die immer noch präsent sind, aber das war damals noch ein breiteres Spektrum von Namen. Es war noch nicht klar, wer sich aus dieser Gruppe gewissermaßen als die Person herauskristallisieren würde, die in hohem Maße die konzeptionelle Diskussion in der Männlichkeitsforschung bestimmen würde. Für mich waren von Anfang an die Arbeiten von Connell am fruchtbarsten und am anspruchsvollsten in ihren theoretischen Modellen, weil dieses Konzept der hegemonialen Männlichkeit Geschlechterverhältnisse in einer zweifachen Relation, als Verhältnisse unter den Angehörigen eines Geschlechts und als Verhältnisse zwischen Männern und Frauen fasst. Das wollte ich noch ergänzen, zu den Modellen, die von besonderer Bedeutung für mich waren.

DL: Und wie ist das Thema „Männlichkeiten“ dann interessant geworden?

---

2 Meuser, Michael, (1999), Subjektive Perspektiven, habituelle Dispositionen und konjunktive Erfahrungen. Wissenssoziologie zwischen Schütz, Bourdieu und Mannheim, in: Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröer, Norbert (Hg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation, Konstanz, S. 121-146.

MM: Ich bin 1984 an die Universität Bremen gekommen, auf eine Stelle in einem Forschungsprojekt zur Implementation von Gleichstellungspolitik in der öffentlichen Verwaltung und so zunächst auf das Thema „Geschlechterverhältnisse“. Im Rahmen dieses Projektes habe ich mich in den Stand der Geschlechterforschung mehr und mehr eingearbeitet und bin so zu der Einschätzung gekommen, dass in der deutschen Geschlechterforschung – damals Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre – das Thema Männlichkeit so gut wie nicht präsent gewesen ist. Es gab einige Befragungen von Männern zu ihren Einstellungen bezogen auf Aspekte des Geschlechterverhältnisses, zum Beispiel zwei Umfragestudien von Helge Pross und von Sigrid Metz-Göckel und Ursula Müller, aber es gab keine im eigentlichen Sinne ausgeprägte Männlichkeitsforschung. Das Thema Männlichkeit war im Grunde kaum präsent in der damaligen Geschlechterforschung, und das hat mich dann dazu bewogen, dies genauer zu betrachten. Konkret habe ich damals in Bremen einen Antrag auf Forschungsförderung entwickelt, der dann bei der DFG eingereicht wurde und erfreulicherweise bewilligt wurde – zum Thema kollektive Orientierung von Männern im Wandel des Geschlechterverhältnisses, aus dem dann letztendlich meine Habilitationsschrift<sup>3</sup> hervorgegangen ist. So bin ich zur Männlichkeitsforschung gekommen, aus einer Einschätzung heraus, dass es sich um einen Gegenstand handelt, der in der damaligen Zeit in der Geschlechterforschung deutlich unterbelichtet gewesen ist.

DL: War auch das empirische Material aus der Studie zur Implementierung von Gleichstellung dafür maßgeblich?

MM: Das ist eine interessante Frage. Möglicherweise, denn ich hatte Interviews mit Entscheidungsträgern und -trägerinnen in der öffentlichen Verwaltung geführt – überwiegend Entscheidungsträger gerade auf der Ebene der Behördenleitung – und bin da dann auch mit Männlichkeitsdarstellungen und Männlichkeitsinszenierungen konfrontiert worden. Ich habe das nicht zum Gegenstand der Analyse gemacht, aber es doch beobachtet. Es war gewissermaßen ein Nebeneffekt dieses Forschungsprojektes, das Thema Männlichkeit.

---

3 Meuser, Michael, (2010), Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, 3. Auflage, Wiesbaden. [1. Auflg. 1998, Opladen: Leske+Budrich].

- DL: Auch eine gewisse Irritation wahrscheinlich – in diesen Situationen mit den Interviewpartnern, dass sie diese genutzt haben, um die eigene Männlichkeit zu stärken.
- MM: Ja, obwohl ich das damals eigentlich noch nicht analytisch betrachtet habe. Ich bemerkte, wie einige Interviewpartner versuchten – heute würde ich sagen – eine homosoziale Vergemeinschaftung zu starten, eine gewisse Vertrautheitsbeziehung zum Interviewer aufzubauen auf Grundlage dessen, dass wir beide Männer sind. Das war schon eine Beobachtung, die ich in mehreren Interviews sehr deutlich machen konnte. Parallel dazu hatte ich eine Kollegin, Uta Krautkrämer-Wagner, die ein ähnlich gelagertes Projekt machte, und wir haben uns oft über unsere Erfahrungen während der Interviews ausgetauscht. Da war sehr deutlich zu sehen, dass der Umstand, dass ich als Mann dort Interviews geführt habe, offensichtlich ein Stück weit bei vielen Interviewpartnern dazu führte, dass sie mir gegenüber offener waren als gegenüber der Kollegin, die im Kontext der Gleichstellungspolitik wohl stärker als jemand wahrgenommen wurde, die möglicherweise Kontrollabsichten hätte. Das wurde mir offensichtlich – so haben wir es damals auch diskutiert – nicht in dem Maße unterstellt.
- DL: Interessant! Führte das dann letzten Endes auch zu dieser methodischen Auseinandersetzung, die Du mit Cornelia Behnke zusammen publiziert hast?
- MM: „Geschlechterforschung und qualitative Methoden“<sup>4</sup> – nein, das ist aus dem Männlichkeitsprojekt heraus entstanden. Da haben wir Erfahrungen aus Gruppendiskussionen mit unterschiedlichen männlichen Zusammenschlüssen reflektiert.
- DL: Womit wir bei Deiner Habilitationsschrift wären, die, muss man ja sagen, jetzt schon in der dritten Auflage erschienen ist. Hattest Du damals, als Du das Manuskript an einen Verlag geschickt hast, überhaupt eine Vorstellung davon, dass es so ein viel gelesenes Buch werden würde?

---

4 Behnke, Cornelia und Meuser, Michael, (1999), Geschlechterforschung und qualitative Methoden, Opladen.



- MM: Nein, nein. Ich war zunächst mal froh, dass damals der Verlag Leske+Budrich das interessant fand und publiziert hat. Ich hatte natürlich jetzt nicht irgendwie konkrete Erwartungen in welcher Breite das Buch rezipiert werden würde, zumal die Publikation aus diesem Vorgängerprojekt zur Implementation von Gleichstellungspolitik, die 1989 erschienen ist,<sup>5</sup> zunächst mal ganz wenig rezipiert wurde und erst später so ab Mitte der 1990er Jahre dann verstärkt auch wahrgenommen wurde – also mit einer größeren zeitlichen Verzögerung. Bei dem Thema der Habilitation war es so, dass ich, bevor ich die Habilitationsschrift erstellt hatte und das Buch dann auch publiziert worden ist, schon sehr viel mehr Einladungen und Anfragen zu Vorträgen bekam als bei dem Projekt zuvor. Ich konnte schon sehen, dass diese Fragestellung in der Geschlechterforschung auf Interesse stößt. Aber dass es dann letztendlich diese Bedeutung bekommen hat, mit einer dritten Auflage, das konnte ich nicht voraussehen.
- DL: Die Habilitationsschrift war auch der Auftakt Deiner ganzen theoretischen Arbeiten zu Männlichkeit und zur Männlichkeitsforschung, die auch den Kern Deiner Arbeiten ausmacht?
- MM: Ja genau, das auf jeden Fall, das kann man ganz klar sagen. Das ist vielleicht noch mal ein Punkt, der wichtig wäre, bezüglich dessen, was wir am Anfang besprochen haben: für mein Verständnis von Soziologie ist genau diese Verzahnung von empirischer Forschung und der Entwicklung theoretischer Perspektiven wichtig. Das ist auch nicht so ganz verwunderlich, wenn man schaut, dass Arbeiten wie die von Goffman oder der Ethnomethodologie sehr früh für mich von Bedeutung waren.
- DL: Aus unserer gemeinsamen Zusammenarbeit in Projekten finde ich auch Deine Fähigkeit bemerkenswert, sich vom empirischen Material immer wieder irritieren zu lassen. Deine Theorieentwicklung ist auch maßgeblich davon geprägt, dass das Material Dir andere Dinge anzeigt als es in der Theorie vielleicht zu finden ist.
- MM: Ja, das ist eben auch die Haltung, die methodisch erzeugt wird durch rekonstruktive Ansätze in der empirischen Sozialforschung. Es ist nicht

---

5 Meuser, Michael, (1989), Gleichstellung auf dem Prüfstand: Frauenförderung in der Verwaltungspraxis, Freiburg.

nur eine persönliche Disposition, sondern wird ein Stückweit auch durch eine entsprechende rekonstruktive Methodologie nahegelegt und befördert. Man entwickelt eine Haltung, die dazu führt, dass man sich vom Material irritieren lässt und etwas im Material entdeckt, was man zuvor nicht unbedingt vermutet hat.

DL: Bei „Geschlecht und Männlichkeit“ war ja ein zentraler Punkt in der Theoriearbeit der systematische Bezug von Connell auf die Forschungsarbeiten von Bourdieu zu Männlichkeit.

MM: Ja, es war der konzeptionelle Versuch, das Konzept des männlichen Habitus in die Arbeiten von Connell zur hegemonialen Männlichkeit zu integrieren. Ich denke, dass das möglich ist, weil beide – wenn auch auf unterschiedliche Weise – darauf gerichtet sind, die Handlungsebene und die Strukturebene miteinander zu vermitteln, und weil beide Geschlechterverhältnisse sowohl als heterosoziale als auch als homosoziale Verhältnisse begreifen. Das sind schon mal ganz zentrale Gemeinsamkeiten, die es ermöglichen, die beiden Ansätze aufeinander zu beziehen, ohne ihnen Gewalt anzutun.

DL: Du hast in der Fortführung Deiner Theoriearbeit das Konzept des geschlechtlichen Habitus nicht weiter verfolgt, sondern Dich zunehmend stark auf die Leitkategorie der Männlichkeitsforschung, wie Du es selbst bezeichnest, fokussiert: eine theoretische Rekonfiguration der hegemonialen Männlichkeit.

MM: Das ist eine Fragestellung, die mich umtreibt, inwiefern diese Leitkategorie als ein nützliches heuristisches Instrument fortgeführt werden kann. Als das Konzept von Connell entwickelt worden ist, hatte sie stark die Geschlechterverhältnisse in bürgerlichen Industriegesellschaften im Blick. Dieser Gesellschaftstypus ist zwar nicht verschwunden, aber es sind doch Aufweichungstendenzen erkennbar. Vor diesem Hintergrund ist es naheliegend zu fragen, wie weit das Konzept der hegemonialen Männlichkeit unter den gewandelten Bedingungen – auch von Globalisierung – weiter fortgeführt werden kann oder ob es möglicherweise modifiziert werden muss, um die gewandelten Verhältnisse weiterhin erfassen zu können. Das tue ich ja nicht alleine, sondern auch in Diskussion zum Beispiel mit Sylka Scholz. Es ist aber noch eine offene Frage.

Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos  
Gegebenen

Behnke, C.; Lengersdorf, D.; Scholz, S. (Hrsg.)

2014, VIII, 330 S. 14 Abb., 7 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-531-19653-4